

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 4

48. Jahrgang

April 1994

Liebe ist eine Rebellion der Erfahrung gegen die erfahrungslos werdenden Zweitwirklichkeiten.

Ulrich Beck

Welche Familie?

Es verging in den letzten Wochen und Monaten kaum ein kirchlicher oder weltlicher Anlaß, bei dem die katholische Kirche nicht mit ihren unterschiedlichsten amtlichen Sprechern auf Anliegen eingegangen wäre, die sie mit dem von den Vereinten Nationen für 1994 ausgerufenen *Internationalen Jahr der Familie* verbindet. Die Botschaften – unter ihnen auch der Brief Johannes Pauls II. an die Familien (vgl. ds. Heft, S. 172) – wurden und werden in so geballter Form ausgesendet, daß es zuweilen den Anschein hat, als sei die katholische Kirche die einzige international operierende Institution, die diesem Internationalen Jahr präzise inhaltliche Konturen verleihen könnte.

Wie normal ist die „Normalfamilie“?

So sehr sich die Kirche jedoch auch bemüht, dieses öffentliche Podium in der Rolle einer Verteidigerin der Interessen der Familie zu nutzen, die Botschaft, die sie aussendet, liegt auf eine für die innere Verfassung der Kirche bezeichnende Weise quer zur allgemeinen Diskussion, was von der Sache und den äußeren Bedingungen her alles andere als selbstverständlich ist. Gerade gegenwärtig sieht es so aus, als sei auch die nichtkirchliche Öffentlichkeit für die Lage der Familien durchaus sensibilisiert und zugänglich – wie sonst wäre es auch zu einem Internationalen Jahr der Familie gekommen? Daß diejenigen, die ein hohes Maß an materiellen wie immateriellen Ressourcen darauf verwenden, Kinder großzuziehen, der Unterstützung durch die Allgemeinheit

bedürfen, darüber besteht etwa in Deutschland derzeit mehr denn je Konsens.

Sieht man einmal von der Frage der Finanzierbarkeit ab, besteht Dissens in Gesellschaft und Politik allenfalls dahingehend, welche (formellen) Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit Lebensgemeinschaften von Erwachsenen und Kindern in den Genuß jener Vergünstigungen kommen, die der Staat für die Familien bereithält. Neben das, was bis heute als „Normalfamilie“ angesehen wird, sind andere Lebensformen getreten, die von den Betroffenen nicht unbedingt als defizient oder gar problematisch empfunden werden: nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern sowie Familien mit nur einem Elternteil. Das Bewußtsein vom Eigenwert der Ehe scheint in Teilen der Bevölkerung abzunehmen.

Aber gerade weil das, was man weiterhin mit dem traditionellen Begriffspaar „Ehe und Familie“ bezeichnet, inzwischen recht unübersichtlich und nach allgemeinem Dafürhalten gefährdet dasteht, hat man längst begonnen, sich verstärkt Gedanken darüber zu machen, wie den Betroffenen auch staatlicherseits besser geholfen werden kann: Wie man beispielsweise den zahlreichen Scheidungskindern ihr Schicksal erleichtern kann, wie man unter heutigen Bedingungen die Stabilität partnerschaftlicher bzw. familiärer Beziehungen fördert.

Die „Dialektik der Individualisierung“ wird heute insgesamt stärker wahrgenommen als vielleicht noch vor zehn, 15 Jahren. Nicht daß man sich anheischig machen würde, den herrschenden Grad an Individualisierung verringern zu wollen –

daß das nicht geht, liegt ohnehin auf der Hand. Aber manche problematischen Neben- und Folgewirkungen sind offensichtlich. Da ist die Besinnung auf die Vorzüge und Chancen der Familie als Lebensform durchaus naheliegend.

Daß sich in diese verbreitete Besinnung auch mancherlei *Nostalgisches* mischt, ist allerdings nicht zu übersehen. Unter dem Eindruck individualisierter und pluralisierter Lebensverhältnisse gerät die Erinnerung an das, was die Familie unter anderen Bedingungen einmal war bzw. gewesen sein soll, nicht selten zur allzu glatten Kontrastfolie. Das die Erinnerung leitende Kriterium ist mehr die Verarbeitung heutiger Mangelerscheinungen als eine möglichst wirklichkeitsgetreue Bilanzierung der Verluste und Gewinne gesellschaftlich-kultureller Wandlungsprozesse.

Aber auch und gerade die kirchliche Hochschätzung der Familie hat durchaus ihre „blinden Flecken“. Zuweilen wirkt das als solches sinnvolle und notwendige Engagement der Kirche zugunsten von Ehe und Familie unverhältnismäßig groß. Natürlich ist die Familie eine zentrale Institution menschlicher Lebensgestaltung und verdient es von daher, auch kirchlicherseits in dieser Funktion gestärkt zu werden und Unterstützung jedweder Art zu erfahren.

Die kirchliche Hochschätzung der Familie, vor allem ein bis heute anzutreffender geradezu hymnisch-überhörender Umgang mit dem Thema, ist jedoch theologie- und kirchengeschichtlich nicht so selbstverständlich und kirchenpolitisch nicht so unschuldig, wie es zunächst den Anschein hat. Die Kirche besann sich im heute geläufigen Sinn auf die Bedeutung der Familie nicht zufällig in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in einer Entwicklung, die liturgisch ihren Höhepunkt in der gesamtkirchlichen Einführung des Festes der Heiligen Familie im Jahre 1921 erlebte. Zu ihr kam es auch aufgrund der *Gefährdung*, oder – sagen wir es neutraler – des *Wandels* der Familie.

Die „moderne“ Idealisierung der Familie

In Verbindung mit einer naturrechtlich-theologischen Überhöhung versuchte die Kirche, die Familie zu der entscheidenden Bastion auszubauen, in der man sich gegenüber Pluralisierungs- und Liberalisierungstendenzen zu verschanzen suchte. Nachdem durch Revolution und liberalen Staat die öffentliche Stellung der Kirche meist gegen ihren Willen – heute würden wir sagen: insgesamt zu Recht – geschwächt worden war, faßte man die Familie gewissermaßen als eine naturwüchsige Institution *sui generis* auf, für die eine kirchliche Zuständigkeit über jeden antiklerikalen Zweifel erhaben sein würde. Eine patriarchalisch geprägte Auffassung von Ehe und Familie diente sowohl gesellschaftlich wie kirchlich als Modell und Legitimation hierarchischer Unter- und Überordnung.

An den historischen Kontext der „Entdeckung“ der Familie durch die katholische Kirche zu erinnern, bedeutet nicht zu

unterstellen, daß die damaligen auch heute die leitenden Interessen und Motivationen sind. Andererseits wirkt ein solcher Vergleich doch auch nicht als sehr weit hergeholt, wenn man bedenkt, wie sehr nicht wenige kirchliche Verlautbarungen immer noch vielfach einer die moderne liberale Gesellschaft frontal kritisierenden Linie verpflichtet sind.

Es entsteht der Eindruck, als werde die im wesentlichen aus überzeitlich gültigen Prinzipien abgeleitete und letztlich wohl mehr gedachte als gelebte Familie mutwillig von Kräften der Moderne, allen voran den Medien, der „Zersetzung“ preisgegeben. Daß Ehe und Familie einem ambivalenten geschichtlichen Wandel unterliegen, bleibt ausgeblendet. Wenn sich etwas verändert, bedeutet dies in kirchenamtlichen Äußerungen zur Lage von Ehe und Familie nur allzuoft in erster Linie Zerstörung, Niedergang, auf jeden Fall Bedrohung. Von Zuwächsen an Personalität und Partnerschaftlichkeit z. B. hört man dagegen selten etwas.

Was „irregulär“ und was „regulär“ ist, was an der Familie „authentisch“ ist und was sie „verdunkelt“ und „entstellt“ – um nur einige Bewertungen aus dem Brief Johannes Pauls II. an die Familie zu zitieren –, gilt als so sonnenklar wie Aussagen über das, was „wahr, gut und schön“ ist. Da gibt es nichts abzuwägen, nicht zwischen konkurrierenden Gütern und Werten zu entscheiden. Von irdisch-menschlicher Komplexität wird weithin abgesehen – und um so mehr vom personalistisch-metaphysisch aufgefaßten Geheimnis von Ehe und Familie gesprochen, das mit *der* Familien-Wirklichkeit schlechthin gleichgesetzt wird.

In bestimmter Hinsicht dürfte eine damit einhergehende verbreitete Idealisierung der Familie sogar „moderner“ sein, als sie von den kirchlichen Vertretern, die sie sich zu eigen machen, gemeint ist: Es handelt sich dabei um eine Wertschätzung der Familie, die, für sich genommen, geradezu religiöse Züge aufweist. Sosehr die Kirche auch gerne den Anspruch erhebt, immer wieder gegen den Stachel des Zeitgeistes zu löcken: gerade die theologische Überhöhung der Familie nimmt sich wie das kirchliche Pendant zu jener romantisierenden, quasi-religiösen Überforderung alles Partnerschaftlichen aus, wie sie unter individualisierten Verhältnissen der Moderne anzutreffen ist. Beides geht letztlich zu Lasten der Wahrnehmung real existierender Beziehungen in Ehe, Partnerschaft und Familie.

Angesichts des Internationalen Jahrs der Familie steht die Kirche in ihren unterschiedlichsten Sprechern, Einrichtungen, Gruppen vor der Schwierigkeit, daß die Botschaften, die sie als ganze zu diesem Thema aussendet, *in hohem Maße widersprüchlich* sind. Die kirchenamtliche, vor allem auch die päpstliche Verkündigung zu diesem Themenfeld ist das eine, was in Moraltheologie, Beratung, Familienpastoral dazu gedacht und wie dort gehandelt wird, ist sehr oft etwas anderes. Eine wichtige Unterscheidungslinie verläuft dabei immer noch zwischen denen, die Ehe und Partnerschaft doch primär auf Elternschaft und Zeugung hin denken, und denen, die sie stärker in ihrer Eigenständigkeit betonen. Korrekturen gegenüber den Akzentsetzungen vieler kir-

chenamtlicher Äußerungen zu Ehe, Partnerschaft und Familie werden seit langem angemahnt, ohne daß sich jedoch bisher Substantielles geändert hätte. Wer das kirchliche Bild von Ehe und Familie nicht von vornherein in einen prinzipiellen Gegensatz zu moderner Kultur und Gesellschaft kommen lassen will, gerät damit auf ein kirchenpolitisch überaus vermintes Gelände. Die Entfernung zu den realen Problemen ist schon so groß geworden, daß es längst nicht mehr nur um einzelne kontrovers beurteilte Positionen geht, sondern die kirchliche Kompetenz, in diesen Fragen mitzureden, insgesamt tangiert wird.

Dabei kann sich das praktische Engagement kirchlicher Einrichtungen auf den unterschiedlichsten Ebenen von Ausbildung, Beratung, Wohlfahrtsverbänden durchaus sehen lassen und braucht den Vergleich mit entsprechenden außerkirchlichen Anbietern nicht zu scheuen. Die konkreten kirchlichen Hilfsangebote dürften sich insgesamt weitaus größerer Anerkennung erfreuen, als es die gleichermaßen kontroverse wie inzwischen auch schon lustlos geführte Debatte über einschlägige amtskirchliche Äußerungen zum Thema Ehe und Familie erwarten läßt.

Dieselben Wahlmöglichkeiten und Entscheidungszwänge

Dieser Widerspruch dürfte sich indes nur dann abbauen lassen, wenn man sich gerade in der kirchenamtlichen Verkündigung vor der Herausforderung *radikaler Ambivalenz menschlichen Handelns* auch in Ehe und Familie nicht drückt. Eine geglückte und beglückende Liebe(sbeziehung) in der Ehe mag – wie der Papst meint – keine „Utopie“ sein. Aber sie ist ein *Ideal*, für dessen Gelingen sich Christen auf unterschiedliche Weise des Beistandes Gottes versichern, dessen zu wünschendes Gelingen damit aber keineswegs gesichert ist. Den Bund von Mann und Frau zum Abbild des Bundes Christi mit seiner Kirche und Gottes mit seinem Volk nehmen heißt in menschlichen Kategorien anfanghaft erfahren, was menschliches Handeln letztlich übersteigt. Eine Analogie behaupten bedeutet daher vor allem auch, die grundlegende Verschiedenheit beider Teile nicht übersehen. Eine von Christen gebildete eheliche Gemeinschaft bzw. Familie unterliegt keinen anderen Einflüssen, Veränderungen und Gefährdungen als jede andere. Wenn institutionelle Bindungen wie Ehen – siehe die hohen Scheidungszahlen – sich heute als weniger fest erweisen als in früheren Zeiten, heißt dies nicht unbedingt, daß den Betroffenen unter den Einflüsterungen einer vermeintlich „destruktiven Gegenkultur“ (Johannes Paul II.) ein Gespür dafür abhanden gekommen ist, was „gut“ und was „böse“ ist. Und wenn noch vor wenigen Jahrzehnten die Scheidungszahlen vergleichsweise geringer ausfielen, bedeutet das nicht, daß die Ursache dafür in erster Linie der größere Gehorsam gegenüber normativen Vorgaben der Kirche war.

Kompetenz auf diesem so wichtigen wie sensiblen Feld wird

die Kirche in dem Maße wiedererlangen bzw. sich bewahren, wie sie nicht den Eindruck erweckt, als habe sie auf jede Frage zu Ehe und Familie eine Antwort. Für Glaubende sind die entsprechenden Abwägungen nicht einfacher als für andere, ihre Wahlmöglichkeiten und Entscheidungszwänge nicht geringer. Komplexität gerade hier nüchtern wahrzunehmen ist nicht Ausdruck von Glaubenschwäche. Die Kirche vergibt sich auf den vielfältigen ethischen Arbeitsfeldern nichts, wenn sie gegenüber säkularisierteren Zeitgenossen nicht dadurch glänzt, immer schon eindeutige, jederzeit universalisierbare Urteile parat zu haben.

Denkmäler der Wahrheit genügen nicht

Im Gegenteil. Die Übergänge zwischen „Wahrheit“ und „Unwahrheit“ sind nicht nur auf diesem Gebiet fließender, als man in kirchlichen Äußerungen zur Lage in den Familien oftmals entdecken kann. Es genügt nicht, sich vehement für *die* Familie ins Zeug zu legen, wenn man nicht sagt, *welche* Familie man meint und was man im einzelnen unter Familie versteht. Die Zeugung menschlichen Lebens für *eine* wesentliche Dimension von Sexualität zu behaupten ist das eine; etwas ganz anderes die Vorstellung, deswegen dürfe bei keiner einzelnen geschlechtlichen Vereinigung der Ehepartner – siehe „*Humanae vitae*“ – die Zeugung willentlich ausgeschlossen werden. Ehegatten nahezubringen, daß das Kind zutiefst *Geschenk* ist, ist das eine; deswegen aber jede Trennung von geschlechtlicher Vereinigung und Zeugung im Zusammenhang mit modernen medizinisch assistierten Methoden der Fortpflanzung – siehe „*Donum vitae*“ – abzulehnen, ist etwas ganz anderes.

Man errichtet zwar unentwegt der Wahrheit Denkmäler, ohne jedoch zu realisieren, daß es viel schwieriger ist, festzustellen, worin diese Wahrheit im einzelnen besteht. Menschen brauchen Denkmäler. Aber das Errichten von Denkmälern ersetzt nicht die Begründungsarbeit im einzelnen. Kirchliche Auffassungen zum Thema Familie, die es dabei belassen, zu sagen, wie alles idealiter zu sein hat, und mögliches, wenn nicht wahrscheinliches, auf jeden Fall aber faktisches Scheitern von Menschen an dem einmal Versprochenen nicht wirklich wahrnehmen, verkennen menschliches Leben in seinen Grundbedingungen.

Zerbrechlich und gefährdet sind Ehen und Partnerschaften und damit auch Familien eben nicht nur wegen bewußten schuldhaften und bei etwas gutem Willen abstellbaren Handelns der Partner, sondern auch aufgrund einer dem eigenen Handeln vorausliegenden inneren Zwiespältigkeit des Menschen: *Die* Liebe instrumentalisiert niemanden – aber wer wollte leugnen, daß real existierende Liebesbeziehungen völlig frei davon sind, daß die Partner sich gegenseitig oder auch einseitig „gebrauchen“? *Die* Liebe ist selbstlos – aber wer wollte behaupten, daß konkrete Liebe nicht auch Seiten der Selbstsucht kennt? *Die* Liebe hört niemals auf – aber der Tod einer bestimmten Liebe ist eine alltägliche Erfahrung von Ehepartnern.

Klaus Nientiedt